

## Basler Erinnerungen eines alten Bündners

Autor(en): Benedikt Hartmann

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1953

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/c0e2d891-b29b-4b23-a96b-4b1ebe6fba87>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

## Basler Erinnerungen eines alten Bündners

*Von Benedikt Hartmann.*

Als siebenjähriges Büblein war ich aus den Bündner Bergen 1880 nach Basel gekommen und meinte zuerst, es könne nicht zu ertragen sein. Wie ich dann 16 Jahre später die Stadt endgültig verließ, war ich in ähnlicher Stimmung, nur daß ich dann nicht mehr des Abends in das Kopfkissen weinte. Meine erste Unterrichtsstätte war das Missionsknabenhaus am Nonnenweg mit seiner Internatsschule, und vom vierten Schuljahr weg gab es zum andern täglich eine Stunde Latein, und die Allermeisten ertrugen's nicht zu ihrem Schaden, auch wenn sie wie meine vier Brüder hernach zum Handwerk übergingen. Die Stadt mochte zunächst noch 60—70 000 Einwohner haben und war besonders gegen Westen noch nicht ins Große gewachsen. Zur Seltenheit erwachten wir in den späten Stunden, wenn ein überladener Steinkohlenzug der Elsässerbahn in der Nähe unseres Hauses steckenblieb und die Lokomotive Jammertöne ausstieß. Da ich mich offenbar für diese Dinge eignete, wurde ich frühe zum Laufburschen befördert und hatte so Gelegenheit, beiläufig die Stadt nach allen Richtungen kennenzulernen vom Kannenfeld bis an die Grenzacherstraße und wußte sogar, wo das Imbergäßlein sei und der St. Andreas-Platz mit seinem kuriosen Brunnenbild. Aber besonders interessierten mich die Aristokratenhäuser; denn ich kam aus einer Baumeisterfamilie. Dann aber die vielen wohlgehaltenen Kutschepferde der vornehmen Welt; denn Pferde bedeuteten dem Bündnerbuben ein Stück Heimat. In engste Verbindung mit Basel kam ich aber erst durch meinen Eintritt in das städtische Gymnasium, und zwar in seine vierte Klasse, wo der Unterricht im Griechischen einsetzte.

Das war im Frühling 1886. Selbstverständlich ging es nicht ohne Aufnahmeprüfung, und ich war zu sehr zur Demut erzogen worden, um ihr nicht ohne einiges Bangen entgegenzu-

gehen. Sie verlief jedoch in so freundlichem Ton und fiel für mich so günstig aus, daß sogar der gestrenge Hausvater des Knabenhauses, der mich begleitet hatte, wie wir über den Heuberg zurückwanderten, seine Befriedigung und gute Laune nicht verbergen konnte, war doch im Grunde auch er, unser Lehrer für Latein, Deutsch und Geschichte, geprüft worden. Ich war von da weg in einem besonderen Vertrauensverhältnis zu ihm, das bis zu seinem Tode anhielt. Für mich aber hatte dieser erste Lebenserfolg (*sit venia verbo*) eine gute und eine etwas bedenkliche Folge. Die gute war, daß mir im späteren Leben nie mehr ein Examen im Tiefsten bange machte. Die üble aber, daß ich in den folgenden fünf Gymnasialjahren den Schulbetrieb zeitweilig doch wohl etwas zu leicht genommen habe.

Dankbar sind meine Erinnerungen an die Lehrer dieser meiner ersten Jahre in der öffentlichen Schule. Jeder kannte meine Herkunft aus bescheidenen Verhältnissen und sah dies auch meiner Kleidung an. Das schien aber die Rücksicht der Lehrer nur zu erhöhen. Trotzdem die Schule ja eine staatliche war, fiel nie eine geringschätzige Bemerkung über religiöse und kirchliche Dinge. Es gab nur einen Lehrer, der bei manchen Schülern als Verächter des Religiösen galt. Ich erlebte als Missionsbub seine ersten Stunden mit einigem Bangen, war dann aber angenehm überrascht durch die Taxation meiner Aufsätze. Er wußte und anerkannte es, daß man in dem stets hochdeutsch sprechenden Missionsknabenhaus die deutsche Sprache sicherer handhabte als die meisten Basler in diesem Alter.

Zu der Zeit geschah es, daß meine Eltern nach 10½jähriger Abwesenheit in Südindien zum wohlverdienten Erholungsaufenthalt in die Schweiz zurückkehrten. Das änderte nichts an meinem Verhältnis zu Basel, selbst wenn es meinem Vater gelungen wäre, nach dem sehnlichen Wunsch der Mutter eine kleine Bündner Pfarrei dauernd zu erhalten. So habe ich auch jetzt wieder nicht andauernder als drei Wochen unter dem gleichen Dache wie meine Mutter gelebt. Wie sie dann aber im Frühling 1893, fern von ihren Kindern, auf dem indischen

Missionsfeld starb, habe ich auf meiner Studentenbude in Basel doch bitterlich um sie geweint. Man versteht, daß ich während meiner ganzen Mittelschulzeit den Vater und die Mutter «suchte», und Basel habe ich es zu verdanken, daß es stets wieder herzengute, wenn vielleicht auch noch so gelehrte Männer und edle Frauen gab, die dieses Sehnen des jungen Menschen ahnten und trotz seiner oft recht unartigen Aeußerung verstanden und liebevoll ertrugen.

Ostern 1887 hätte ich gemäß Programm in das kleine theologische Konvikt für künftige Theologiestudenten «zum Rebhaus» im Kleinbasel eintreten sollen. Da es aber noch auf ein Jahr hinaus keinen freien Platz bot, entschloß sich der Bruder meiner Mutter, mich in sein Haus an der Missionsstraße aufzunehmen. Das war der 1914 verstorbene Professor Dr. Heinrich Schieß-Gemuseus, der Gründer und Leiter der Augenheilanstalt an der Mittleren Straße. So trat ich dann aus der etwas einseitigen geistig-seelischen Kultur der Missionsanstalt hinein in die verfeinerte bürgerlich-akademische Welt eines Basler Hauses. Der Oheim aber wurde der väterliche Berater und Wohltäter meiner Studentenjahre.

Ich war nun also im Frühling 1887 ins Basler Obergymnasium vorgerückt. Jetzt ging es nicht mehr durch das Tor vom Münsterplatz mit dem beherzigenswerten «moribus et literis sacrum», sondern vom Münsterberg her in die baulich ziemlich ziellos modernisierte Welt höhern Wissens. Gemütlich war eigentlich nur noch die Wohnung des Abwärts mit ihren Insassen und darüber die beiden Räume für die Vorklasse des erlauchten Pädagogiums, die wir nun bezogen. Die Klassen waren kleiner geworden, der Schulbetrieb etwas gelockert, ja wir genossen nun nicht ohne Wonne und Stolz fast das ganze beneficium des akademischen Viertels. Die geistigen Anforderungen wurden größer, und die Lehrmittel spendete nun nicht mehr der gutmütige Anonymus Staat, sie wurden aber um so anständiger behandelt. Das große Erlebnis dieses Schuljahres war für mich der von manchem gefürchtete Lateinlehrer Dr. Karl Grob, umstritten seiner genial durchgeführten Methode wegen, nicht aber in bezug auf Charakter und Unter-

richtserfolg bei veranlagten Schülern. Etwas rücksichtslos war das Tempo seines Unterrichts, nicht minder maximal aber seine Gerechtigkeit in der Taxation geleisteter Arbeit. Ein gewisses Faible hatte er eigentlich nur für die Söhne kleiner Leute, und fast war einer etwas zu bedauern, wenn sein Vater Regierungsrat war oder am «Gellert» wohnte. Er selbst war sehr bescheidenen Verhältnissen entstiegen und sorgte nun, unverheiratet geblieben, für Mutter und Schwester. Blitzsauber in Kleidung und Wäsche — er trug stets gestärkte Manschetten und einen steifen Hut — bot er das Bild eines Asketen und Fanatikers der Idee. Daneben konnte er aber so liebenswürdig und schelmisch lachen und gelegentlich so übermütig erzählen, daß ein donnernder Knabenapplaus durch die Klasse ging und man sich beeilen mußte, die Fenster zu schließen. Sein Mienenspiel war fast unbegrenzt, und wenn er etwa als Beigabe zur Strenge des Unterrichts den Verlauf der Schlacht bei St. Jakob an der Birs erzählte oder ein andermal die Erstürmung der Höhen von St. Privat 1870, waren es Glanzstücke.

Tief ethisch war die Wirkung, die ausging von seiner Forderung, bei der Vorbereitung ja keine Schläuche, d. h. deutsche Uebersetzungen zu benützen. Ich habe sie dann, nicht zu meinem Schaden, während der ganzen Gymnasialzeit, auch in ihren übelsten Perioden, befolgt. Und mächtig hat es mich und auch andere berührt, wenn er sich zur Bibel bekannte und mitten im lateinischen Heidentum ein Wort aus der Heiligen Schrift zitierte. Gewiß gab es Schüchterne und Verschüchterte, für die das Tempo seines Unterrichts schwer zu ertragen war. Für mein Knabengemüt ist er ein Segen gewesen durch seine durchaus unsentimentale und doch mutig christliche Art. Dazu sprach er ein herrliches «Glaibaslerdytsch», und so etwas brauchte ich nach dem Allerweltshochdeutsch meiner Missionschule. Ich danke Gott, daß er mich auf meinem Lebensweg im richtigen Augenblick in die Nähe dieses Mannes führte. Das hindert mich jedoch keineswegs daran, auch den übrigen Lehrern Dank zu wissen, die meinen Introitus ins Basler Obergymnasium sehr freundlich gestalteten. Vielleicht war es mir zunächst nur zu wohl ergangen.

Jetzt, d. h. zu Ostern 1888, konnte ich ins «Rebhaus» eintreten. So kam meine Uebersiedlung ins «Mindere Basel», das heute allerdings durch die Entwicklung der Industrie über diesen Titel der Zeit des «Lällekönigs» längst hinausgewachsen ist. Das kleine Internat für zwölf künftige Theologiestudenten war, wie der Name sagt, ein altes Zunfthaus an der Riehentorstraße. Der in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sich mächtig regende Geist des Basler Pietismus hatte als eines seiner späteren Werke auch dieses Institut geschaffen zur Förderung des theologischen Nachwuchses, und es lag nahe, daß man ein ausrangiertes Zunfthaus erwarb, ohne das Wappen über der Haustür abzuschlagen; denn einer Arbeit im Weinberg des höheren Herrn sollten ja nun seine neuen Insassen zugeführt werden. Und weil man ein sehr bescheidenes Pensionsgeld verlangte, blieb den begüterten Basler Freunden des Werkes noch jährlich ein stattliches Defizit zur Deckung.

Das nach der Straßenseite hin stattliche Haus entsprach aber nach heutigen Begriffen dem Zweck nur unvollkommen. Die Arbeitsräume für die Gymnasiasten mußte man im zweiten Stock unterbringen, und viel Raum wurde von den Gängen verschluckt. Garten gab es keine Handbreit. Statt seiner ein sonnenarmes Höflein, in das man Reck und Barren stellte, so daß wenigstens die jungen Leute nach dem Essen ihre Akrobatik ausüben konnten, bis sie sich wieder mit Gepolter über die hölzerne Treppe nach ihren Studienräumen im Oberstock verzogen. Aus diesen und andern Mängeln des alten Hauses machten wir uns zwar wenig, und es wurde uns kaum bewußt, daß wir nun unsere überschüssige Kraft droben in Buden und Gängen austoben mußten. Uns war auch so recht wohl, und an der Kraft spendenden täglichen Nahrung fehlte es nicht. Aber die Hauseltern dachten wohl manchmal mit Wehmut an ihr einstiges stilles Pfarrhaus zu Oetwil im Kanton Zürich zurück. Es waren aber beide Träger altbaslerischer, bürgerlicher Stadtkultur und pietistischer Tradition, und etwas davon blieb auch an denen unter uns hängen, die im sattsam berühmten Flegelalter standen. Im übrigen erfährt man noch heute, wie schwer es ist, trotz neuer und neuester psychologischer Literatur das

Seelenleben von Fünfzehn- bis Siebzehnjährigen in die Hände zu bekommen.

Wir waren im Oberstock direkt unter dem Estrich auf drei Studierzimmer verteilt, im ersten sechs, in den andern je drei. Kritisch war es jeweilen im ersten. Man denke sich, sechs junge Leute, die aus zwei Gymnasialklassen kommen, in stets eifriger stiller Arbeit! Es gab indes einen Blitzableiter. Das waren die Fenster, zum Glück mit eisernen Schutzstangen, so daß die Gefahr des Hinausfallens kaum bestand. Und da saß man nun, oder besser gesagt lungerte man, wenn man nichts Klügeres zu tun hatte, und ergötzte sich am Treiben der Gasse, kleinstädtisch durch und durch. Zu gewissen Zeiten fuhren da die Bauernwagen an mit den Erntegaben aus der Markgrafschaft und dem Wiesental, und der Ruf von Hebels Marktweibern erscholl bis zu uns herauf: «Chromet . . .» Dann ließ man gelegentlich an Schnüren befestigt einen Papierkorb hinunter mit dem nötigen Kleingeld. Der Blick nach drüben war etwas weniger dankbar. Da gab's zwar als Visavis das alte Kartäuserkloster in seiner Gestalt aus der Zeit des Priors Hieronymus Zscheckenbürlin, aber es kehrte uns den Rücken, und sein Memento mori verstanden wir noch nicht.

Es war eine weise Einrichtung, daß man uns in der guten Jahreszeit nicht verwehrte, nach dem Nachtessen bis spätestens zehn Uhr einen Gang zu tun. Das Gebot, keine Wirtshäuser zu besuchen, hielten wir. Dann ging es meist durch die Kartausgasse in die Grenzacherstraße und schließlich durch die immer bunte Platanenallee gegen das Hörnli hin, rechts der majestätische Rheinbogen und gradaus der lyrische östliche Ausläufer der Chrischona. Vielleicht reichte es auch einmal bis zum «Streitgärtlein» des Doktor Engelmann, und der Rückweg war nicht minder gemütsberuhigend mit seiner Sicht gegen Westen.

Theaterbesuch war nicht gerne gesehen, und er hätte uns bei unsern kärglichen Mitteln nicht wohl angestanden; doch erinnere ich mich eines Falles, da wir ein Loch ins Reglement rissen. Da saßen wir, drei, vier Rebhäusler, auf dem billigen Juchee des Stadttheaters in Schillers Räubern und dies an

einem Sonntagnachmittag. Schön war es zwar, doch wurde mir nicht ganz wohl dabei. Schlimmer war das andere nitimur in vetitum in meinem letzten Jahr im alten Rebhaus. Das brachte uns die damals für gar manchen Basler immer wiederkehrende Verlegenheit der Fastnachtumzüge; sie beim lichten Tage mitzuerleben, verbot man uns zwar nicht. Aber der «Morgenstreich»! Da ging unser Uebermut so weit, daß wir uns dies Erlebnis erlisteten. Schlimmer war dann die Heimkehr, zumal für diejenigen, die der originelle Rummel eigentlich enttäuschte. Eine richtige Strafe gab es zwar nicht, aber die tagelang andauernde Betrübniß der guten Hauseltern war wohl den meisten schmerzlicher. Und hintendrein erlaube ich mir als alter Mann daran zu erinnern, wie in jenen Jahren die Basler Fastnacht mit einem recht raffiniert ausgestatteten «Zügli» den Ankauf von Arnold Böcklins Großbild «Vita somnium breve» verulkte. Die drei Tage Ferien nahm allerdings jeder Basler Schüler mit Jubel entgegen aus den Händen der Frau Welt.

Ich kehre in die zweite Klasse zurück. Nun konnten wir stolz das noblere Wort Pädagogium brauchen. Leider fehlte uns in dieser Klasse ein Lehrer, der seine Anforderungen recht hoch schraubte, so tüchtig in ihrer Art gewiß alle waren. Wir aber, ein gutes Drittel der Klasse, wurden schwieriger und schwieriger. Im Internat wurde viel gepöbelt und in Klassenzimmern und Gängen des Schulhauses viel Unfug getrieben während der akademisch langen Pausen. Ein wertvoller Ertrag dieses etwas unbändigen Jahres waren indes für mich zwei Freunde, der erste mein Mitschüler E. Sch., der Pfarrerssohn von Zofingen. Ihm und seinem geistlichen Elternhaus verdanke ich öftere Besänftigung in diesem gärenden Jahr. Er ist später ein begnadeter Seelsorger geworden und steht, während ich dies schreibe, trotz hohen Alters noch als Leiter einer schweizerischen Landeskirche da, und unsere Freundschaft blieb und wurde mir ein rechter Trost der älteren Jahre. Der zweite Freund war mir in jenen Jahren ein vornehmes Basler Kind aus der St. Albanvorstadt, E. S., ein kleines feines Bürschchen, das trotz des fast zu großen sozialen Unterschiedes meine

Freundschaft nicht verschmähte. Ab und zu nahm er mich nach Hause mit, zeigte mir seine Siegelsammlung und führte mich etwas ein in die Basler Wappenkunde. Sein Vater hatte sich zwanzig Jahre zuvor seinen Gartensaal zu St. Alban durch keinen Geringeren als Arnold Böcklin ausmalen lassen. Da sah man den König David mit seinem Saitenspiel und in herrlicher Landschaft Jesu, des Auferstandenen, Gang mit den beiden Jüngern nach Emmaus. Wir standen miteinander davor und sprachen vermutlich wenig oder auch nichts. Ich aber behielt es in meinem Herzen. — Auch in diesem, meinem Kameraden tobte damals der Jugendübermut, der sich in den Schulpausen in manchem tollen Streiche auslebte. Und ich erinnere mich nicht ohne Rührung, wie er stets für mich einstand und zu seinem auch meinen Anteil übernahm, wenn die Nemesis kam und zerbrochene Scheiben oder andere Sachbeschädigungen mit blankem Gelde bezahlt werden mußten. Leid tat es mir, als er, der übrigens ein auffallend guter Grieche war, geraume Zeit vor der Maturität zur berühmten Seidenindustrie seiner Familie übergang.

Es war gut, daß das Jahr der zweiten Klasse des Ober-gymnasiums nicht mehr als 365 Tage hatte. Im folgenden wandte sich manches dem Besseren zu. Für mich trug eine Hauptschuld daran der Umstand, daß wir im Griechischunterricht, d. h. täglich einmal, zu einem Lehrer kamen, der maximale Anforderungen stellte. Ich glaube, daß er mich aus der Wirrnis meiner Flegeljahre herausriß und aus der naiven Nonchalance der Arbeitsweise, die ich mir im Vorjahre angewöhnt hatte. Das war Herr Theodor Plüß, der Gelehrte und doch geborene Lehrer. Es ist nach seinem Hinschied und noch vorher von seinen besten Schülern so viel des Guten über ihn geschrieben worden, daß ich, der ihn ein einziges Jahr genoß, mich mit Wenigem begnügen darf. Das ist die Feststellung, daß er meine Schulstimmung mächtig hob und mir den Wert nicht nur des Erlernens der alten Sprachen, sondern des Studiums der Antike erschloß. Selbst die Grammatik, die jede Woche mit einem seiner gefürchteten Scripta endete, erhielt Leben unter seinen Händen, und das genaueste Memorieren

von wöchentlich zehn Homerversen wurde ein Mittel zur sprachlichen wie allgemeinen Selbstzucht. Gewiß, er verlangte viel, gab aber auch wieder Vieles für Herz und Gemüt, und seine pedantische Kontrolle der Leistungen der einzelnen Schüler verletzte nicht.

Ein für mich, den künftigen Theologen, besonders wichtiges Erlebnis unter seiner Führung war dann die Lektüre von Platons Apologie des Sokrates. Das war unser erstes Eintreten in die Tempelräume der griechischen Philosophie und bedeutete nicht allen, aber doch vielen eine Overture, die eine große Sehnsucht nach einem Mehr wachrief. So war denn Th. Pluß für mich das Glück der III. Klasse und steigerte auch meine Empfänglichkeit für das durch andere Lehrer täglich dargebotene Gute.

Es ist mir indes lieb, aus dieser gleichen Schulzeit noch etwas anderes zu berichten, das deutlich beweist, wie wir allmählich doch den Flegeljahren den Rücken kehrten. Es knüpft sich an Name und Gestalt von zwei Klassengenossen, die später angesehene Stadtpfarrer wurden. Der eine, P. W., war der Sohn eines Musikdirektors und einer anerkannten Konzertsängerin. Der andere aber, Th. H., kam aus der mir nicht ferne stehenden Welt der Spittlerschen Inneren Mission und wohnte im einstigen Sommerhaus des berühmten Peter Ochs vor dem St. Johannotor. Beide beherrschten die deutsche Sprache in ungewöhnlicher Weise und bewiesen dies in den Stunden bei Dr. Jakob Oeri, die mir übrigens, nicht zuletzt durch die Lektüre von Schillers Wallensteintrilogie, ein wichtiges Erlebnis wurden. Was uns drei zusammenführte, war wahrscheinlich eine gewisse produktive Energie, die nicht nur Dichter lesen wollte, sondern etwas darüber hinaus. Dazu kam nun, daß P. W. von seinem frühe als tüchtiger Schauspieler verstorbenen Bruder eine ganze kleine Bibliothek der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts geerbt hatte, bestehend in vielen der kleinen, blaßroten Reclambändchen. Sie ließen sich leicht in der Schulmappe mitbringen und fanden bei uns brennendes Interesse. Da gab es alles mögliche aus der Zeit der Romantik und dann sogar bis zu Ibsen, den ich, wie später

übrigens auch Storm, durch diesen Kameraden zum erstenmal kennenlernte. Wer wollte es uns Dreien verargen, daß wir allmählich auch zur eigenen dichterischen Tat schritten und dann sogar in der Klasse einen Wettbewerb eröffneten um die beste eigene Ballade. Das Ergebnis war bescheiden, und unser geliebter Deutschlehrer würde geschmunzelt haben, wie nur er es konnte. Doch hätte auch er sich im stillen gefreut über diese so anständigen Allotria seiner Klasse.

Für mein damals stark ausbrechendes Interesse an der deutschen Literatur kam es mir wohl, daß ich im Rebhaus in eine stillere Dreierbude vorgerückt war. Dort stand die Bibliothek des Gymnasialvereins Concordia, und diese wurde mir durch ihre leichte Zugänglichkeit beinahe zum Fallstrick. Es war gut, daß mich eines Tages, wie ich mitten im zweibändigen Hermann Stark des Oskar von Redwitz steckte, Theod. Plüß mit mißfälligem, erstauntem Kopfschütteln über meine Schulleistung wieder auf den Weg der Alltagspflicht zurückrief. Uebrigens bildeten Goethesche und besonders auch Schillersche Gedichte fast regelmäßig meine Sonntagabendandacht. Auch an die philosophischen wagte ich mich schrittweise und sogar memorierend. Glückliche Welt im alten Zunfthaus an der Riehen- torstraße und gegenüber vom Kartäuserkloster! Und wenn das Wesen eines guten Deutschunterrichts an der Mittelschule in der Anregung der Selbsttätigkeit des Schülers nach guten Mustern besteht, so genossen wir damals keinen schlechten.

Aber nun die religiöse Erziehung im Rebhaus, dem Internat für künftige Theologen? Sie war weise und drängte sich nicht in den Vordergrund. Eine kurze, nie lästig werdende Morgen- und Abendandacht, dazu wöchentlich eine Stunde gemeinsame Bibellektüre und der Kirchgang am Sonntag. Dieser war jedoch nicht gemeinsam; er galt als Selbstverständlichkeit des Einzelnen. Auch wurde nicht sklavisch kontrolliert, ob er bei einem positiven Pfarrer oder bei einem Reformier stattgefunden habe. Kirchen hatten wir ja zwei in nächster Nähe, St. Theodor und die des städtischen Waisenhauses. Ich selbst machte, wie so viele Knaben dieses Alters, in meiner religiösen Entwicklung eine Art Karenzzeit durch, durfte aber doch einen

sehr nachhaltigen Eindruck davontragen, von dem ich nun zu reden habe.

Die Spittlerschen Werke der Aeußern und Innern Mission waren im damaligen Basel noch stark spürbar, und wohl ein Ausfluß davon, wenn schon in der Organisation von ihnen unabhängig, war die Institution der Sonntagssäle für Knaben, die im Winter von Anfang November bis gegen Ostern dauerte. Ihr Zweck war, Knaben aus dem Arbeiterstand am Sonntagabend von der Gasse wegzunehmen und ihnen zwei bis drei Stunden von fünf Uhr weg seriöse Belehrung und Unterhaltung zu verschaffen. So gab es damals einen solchen Sonntagsaal im Kleinen und, wenn ich nicht irre, ihrer drei im Großbasel. Für jeden dieser Säle brauchte man zwei Leiter und gegen ein Dutzend sog. Monitoren, je nach der Frequenz. Der Kleinbasler Saal lag in unserer nächsten Nähe in einem Hinterhaus der Rebasse, und von den prädestinierten Theologen im Rebhaus wurde begreiflicherweise erwartet, daß sie sich dem seelsorgerlichen Werk nicht ganz entzogen. Unser Saal war der Dachraum einer großen Schlosserwerkstätte und war möbliert mit an die zehn Grüppchen von saubern kleinen Bänken für die Knaben, die um fünf Uhr mit Donnerlaut über die angehängte Eisentreppe heraufpolterten und sich dann auf ihre Gruppen verteilten. Aber nun kam das Erlebnis für mich, den Gymnasiasten. Das waren die Leiter des Ganzen. Der erste ein stets freundlicher Basler Sekundarlehrer, Kindhauser mit Namen, der mit richtigem Pädagogenakt die große Bubenschar zur Ruhe brachte und dann mit seiner Geige am Kinn den Gesang leitete. Der zweite aber war der damals schon über die Grenzen unseres Landes hinaus bekannte Sprachforscher und Homer-Kenner Professor Jakob Wackernagel. Darauf folgte, unter diesen beiden abwechselnd, ein freies Eingangsgebet und die Erzählung einer biblischen Geschichte Alten oder Neuen Testaments, selbstverständlich im Dialekt; und nun traten wir Monitoren in Funktion, ein jeder bei seiner Gruppe. Appell wurde gemacht und jedem seine kleine Schar für dreiviertel Stunden zur angemessenen Unterhaltung überlassen. Buben wollen Geschichten hören. Mit Lichtbildern verwöhnte man

sie damals noch nicht. Um so mehr mußte man sich in mündlicher Darstellung und Erzählung üben, für uns künftige Pfarrer eine Schule ohne gleichen. Ich erinnere mich, wie ich damals fast einen ganzen Winter lang an der in Basel noch wenig bekannten Geschichte aus der Zeit der Höhlenmenschen, «Rulaman», erzählte und dankbarste Ohren fand. Darauf kam nach einer Gesangspause noch irgendein Reisebericht oder eine andere Darbietung eines Beauftragten für die ganze Zuhörerschaft. Bisweilen waren's Prominente, die hier den Weg zu der einfachsten Bubenwelt fanden. Nach dem Schlußgebet eines der beiden Leiter ging man auseinander.

Zu Weihnachten gab es eine Feier für alle Sonntagsäle im großen Vereinshaussaal, für die Monitoren keine so leichte Aufgabe. Hier half wohl auch das damals noch ziemlich seltene Lichtbild mit. Und dann zog man nach Hause mit einem Lebkuchen unter dem Arm und einem Exemplar des neuesten Volksbotenkalenders. Damals habe ich diese fromme Volkschrift erst recht kennen und schätzen gelernt und gedenke heute mit besonderer Dankbarkeit ihres hochbegabten Mitarbeiters Professor Daniel Burckhardt-Werthemann, gestorben 1949, der eine so eigenartige Synthese von feingebildetem Baslertum und einfachem Christenglauben bedeutete. Er war übrigens ein treuer Gönner des Rebhauses. Die vier Winter meiner Mitarbeit in diesem Sonntagsabendsaal wurden mir zur wichtigen Vorschule für mein Amt, ähnlich wie das ganz anders geartete Intermezzo meiner Gymnasiastensjahre, dem ich nun entgegenging.

Mein stets um mich besorgter Oheim, der Augenarzt, hatte festgestellt, daß es im Interesse der normalen Erhaltung meiner Sehkraft wäre, das Studium für ein volles Jahr zu unterbrechen, und mein Vater, jetzt wieder in Indien, war stets ein ausgesprochener Gegner einseitig theoretischer Ausbildung gewesen und stimmte zu. Ich selbst fügte mich ohne Murren, hatte ich doch keine Ahnung von den körperlichen Anstrengungen, die mir bevorstanden, und im ganzen war mir jede Kur recht, die mir vom ersten Tag weg gestattete, meinen Unterhalt selbst zu verdienen. So kam ich denn im Frühling 1890 statt in die

oberste Klasse des Basler Pädagogiums mitten in einen stattlichen Bauernbetrieb an der Straße, die von Wädenswil nach Hirzel führt. In alle täglichen Arbeiten hatte ich mich hinein-zugeben. Ich würde sagen als Kleinknecht, wenn nicht der edle und fromme Meister mich nach kürzester Probe behandelt hätte wie einen eigenen Sohn. Das bedeutete aber auch, daß ich wie jeder andere vom frühen Morgen bis in den oft späten Abend in jede Handarbeit hineinstand. Eine neue Welt ging mir auf, und dieses Bauernjahr, das nicht nur ein dilettantisches Landjahr war, hat für meinen spätern Beruf mehr bedeutet als einige Universitätssemester. In meine «Basler Erinnerungen» gehört es indes nicht hinein, es wäre denn als heilsamer Kontrast. Es war in der Tat ein fast abenteuerlicher Sprung aus der Schulstube des Theodor Plüß hinein in die Mühen und Sorgen der bäuerlichen Gegenwart und aus der wohlgepflegten Umgebung des bürgerlichen Mittelstandes in den Kampf um das, was aus erster Hand genommen werden muß.

Bei meiner Rückkehr nach Basel Ostern 1891 traf ich selbstverständlich meine alten Klassenkameraden nicht mehr, wohl aber eine Reihe von Veränderungen, die mir heute mein letztes Gymnasiums-jahr in rosigem Licht erscheinen lassen. Die zunächst einschneidendste war die Verlegung des theologischen Pensionates zum «Rebhaus» hinüber ins Großbasel in das gutbürgerliche Quartier der äußeren Leimenstraße. Es war am Alten gemessen eine neue, saubere Welt, und wir bescheidenen Rebhüsler sahen uns mit einem Schlage hineingeschoben in eine andere soziale Schicht. Gegenüber gab es die feudale Villa eines Basler Industriellen, umgeben vom gepflegtesten, großen Garten, sowie andere Bauten, die nicht an das Memento mori des Kartäuserklosters erinnerten. Wir selbst saßen in einem kleinen Garten und hatten zur Rechten und zur Linken Nachbarn, die auch unsere eigene Haltung vorteilhaft beeinflussen mußten. Weiter kamen bis zur Elsässerbahn, d. h. dem durch Dominik Müller so klassisch besungenen Buschiweg, reihenweise aneinandergebaute Einfamilienhäuser mit Vorgärtchen, die manchen Außenquartieren Basels damals

den Stempel eines soliden, sparsamen Wohlstandes aufdrückten. Am meisten atmeten wohl in dieser neuen Umgebung unsere verdienten Hauseltern auf, aber wir fühlten es ohne Worte mit. In meiner eigenen Erinnerung ist dieses letzte meiner Rebhausjahre aus verschiedenen Gründen von besonderem Licht umflossen, zumal, wenn ich daran denke, wie von gewissen Fenstern aus sich des Abends gegem Elsaß hin das herrliche Absinken des Sommertags vollzog und Bedeutung für mein Gemütsleben gewann. Diesen Wechsel in eine andere Umgebung erlebten auch einige ältere Kameraden tief. Wir standen eines Tages zusammen und verbündeten uns ohne Schwur, daß es nun aus sein müsse mit den alten, hemmungslosen Pöbeleien. Und wir führten es durch. Das hat mir die Hausmutter nie vergessen und hat sich dann noch in meinen folgenden Studenten-jahren liebevoll meiner angenommen. Es ist immer eine besondere Chance, die uns Gott gibt, wenn wir vergangenes Unrecht noch rechtzeitig gutmachen dürfen.

Auf dem Hintergrund der Mühen meines Bauernjahres erschien mir nun diese letzte Klasse meiner Schulzeit fast als *vita nuova*. Vielleicht war der Gegensatz nur zu groß und verleitete mich, das Ganze, was mich nun noch von der Maturität trennte, allzusehr von der heitern Seite zu nehmen. Der Unterrichtsbetrieb glich in der Mehrzahl der Fächer schon der Universität. Eigentliches Einpauken wurde uns erspart, so daß wir zuletzt doch mit einigem Unbehagen dem Abschluß entgegengingen. Unser Pensum beherrschte mit der Mehrzahl der Wochenstunden Dr. Jac. Oeri, und das bleibt mir in ehrwürdiger und dankbarer Erinnerung. Zwei Sophoklestragödien wurden gelesen, und ihre bekanntlich recht schweren Chorlieder blieben mir stückweise bis heute haften. Durch die Lektüre von Platons Kriton wurden manche unter uns so erwärmt, daß sie nach der Maturität ohne Schulzwang noch andere der berühmten philosophischen Dialoge weiterlasen. Der Deutschunterricht aber hat bei mir und anderen trotz Verzicht auf gesuchte methodische Mittel nachgewirkt.

Noch zwei Lehrerfiguren jenes letzten Jahres stehen sehr deutlich vor meinen Augen. Der in Gestalt und überlegener

Sicherheit und Ruhe majestätische Rektor Fritz Burckhardt, der uns in die Gefilde der höheren Mathematik einzuführen suchte. Dann aber der gewiegte Historiker Dr. Achilles Burckhardt, der, meist am Zylinderofen stehend, uns in gleichmäßigem, epischem Fluß seine gründlichen Spezialstudien der französischen Revolution und ihrer vorausgehenden und nachfolgenden Ereignisse vortrug und mich dauernd stärker beeinflusste, als er wissen konnte. Endlich darf der blondhaarige Ostfrieser Professor Bernhard Duhm nicht vergessen werden, unser Hebräischlehrer. Vielleicht hat er etwas zu wenig die Formenlehre gepaukt, denn er eilte, mit uns an zusammenhängenden hebräischen Text zu kommen. Dann aber folgte das eigentliche Erlebnis. Er eröffnete uns die Schau in eine uns noch völlig neue Welt der religionsgeschichtlichen Betrachtung des Alten Testaments, und ich war nicht der Einzige, der darnach brannte, mehr zu erfahren und zu erleben von dieser Art Einführung in das Bibelbuch, mochte sie uns auf die Dauer schon nicht als das Endgültige erscheinen.

Und eingeflochten in diese Schulerlebnisse kam anderes, bei dem es galt «Non scholae sed vitae». Darunter steht vornean eine reiche und fördernde Freundschaft mit dem Klassen-genossen A. B. Es ist der leider dann schon in guten Mannesjahren 1927 verstorbene spätere Basler Töcherschulrektor. Für das aber, was seine edle Mutter jetzt und späterhin an mir getan hat, finde ich die Worte nicht. Bald zog er mich dann auch hinein in den kerngesunden Gymnasialverein Concordia. Der mir im Grunde überlegene Freund geht heute in meinem achtzigsten Lebensjahr noch täglich neben mir, und auf der andern Seite, auch als ein köstliches Geschenk Basels, der geistvolle Theologe P. W., gest. 1939, mit dem wir beide uns im zweiten theologischen Semester für Lebenszeit zusammenschlossen.

Nun aber rückte Ende März die Maturitätsprüfung heran. Nicht als ein Gespenst. Ich entsinne mich nicht ohne Behagen, wie wir in der ersten, verheißungsvollen Frühlingwärme mit Vorliebe auf einer Ruhebänk am Allschwilerweiher saßen und Geschichtsrepetition abhielten. Und dann kam der große Tag

der mündlichen Maturitätsprüfung mit seinem fast dramatischen Schluß. Das letzte Fach, Latein, war auf nachmittags zwei bis drei angesetzt. Der Zeiger an der Münsteruhr gegenüber war schon recht gnädig vorgerückt, als Dr. Oeri zum Beschluß noch die Rezitation einer Horazode verlangte. Ich aber meldete mich ohne Zögern, und er nickte; denn er wußte wohl, daß ich ihn in diesem Stück nicht im Stiche lassen würde. Es handelte sich um die 3. Ode im Liber II mit dem Beginn: *Aequam memento rebus in arduis servare mentem!* Ich kam jedoch nur noch bis zur schönen vierten Strophe, als die Stunde schlug und der gütige Lehrer abwinkte. Also klang unsere Basler Pädagogiumszeit in die Worte aus:

Huc vinum et unguentum et nimium breves  
flores amoenae ferre iube rosae,  
dum res et aetas et sororum  
fila trium patiuntur atra.

(Nun laß Wein kommen und duftende Salbe  
und liebliche Rosen von leider so flüchtiger Dauer,  
solange Umstände und Alter es gestatten  
und der durch die Hand der Schicksalsgöttinnen gleitende  
Faden.)

So lag denn dieser Lebensabschnitt für uns abgeschlossen da. Für mich aber folgten noch acht theologische Semester, von denen ich die sechs mir ertragreichsten wieder in Basel erleben durfte. Im Frühsommer 1896 nahm ich mit einem Herzen voll tiefer Dankbarkeit Abschied von der Stadt am Rhein und bezog meine erste Bündnerpfarrei von 250—300 Einwohnern im innern Prättigau am Fuße der Casanna.